

EINSATZ unter PALMEN



Mila Greiwe

Die schnell aufsteigende Äquatorsonne weckt die noch müden Zahnmedizinstudenten. Verschlafen kommen sie aus ihren Zimmern in dem pompösen Bungalow am Rande des Dschungels. Ein Frühstück mit saftiger Ananas und frischen Orangen ist schnell gemacht. Vom Balkon der fürstlichen Unterkunft lassen sich die bunten Vögel im Geäst der Bäume beobachten. Die Szenerie erinnert stark an einen entspannten Vormittag im Urlaub, wäre da nicht die lange Schlange wartender Patienten vor dem Eingang der Klinik.

»» Die Aussichten klingen verlockend. Der Zahnmedizinische Austauschdienst (ZAD) wirbt auf seiner Homepage mit Reiseberichten. Ehemalige Famulanten schreiben über ihre schönsten Erlebnisse: Idyllische Dörfer, beeindruckende Natur, langersehnte Ruhe, aber auch abenteuerliche Arbeitsplätze erwarten die Interessierten. So bietet ein solcher Einsatz vor allem die Möglichkeit, „schon während des Studiums selbstständig und eigenverantwortlich“ zu behandeln und einen „Blick über den Tellerrand“ zu werfen. Und auch an Patienten mangelt es hier nicht. Mit anderen Worten, man kann sich als junger oder angehender Zahnarzt so richtig austoben.

Aber kann man in diesem Zusammenhang noch von Entwicklungshilfe beziehungsweise Entwicklungszusammenarbeit sprechen? Welche Konsequenzen hat die Motivation der Teilnehmer für den Erfolg eines Auslandseinsatzes? Handelt es sich bei den vielen Helfern bereits um Entwicklungshilfetourismus?

Herr Dr. Dieter Lehmann hat schon viele Einsätze im Ausland begleitet. Der pensionierte Zahnarzt aus Nürnberg ist Mitglied der Stiftung Zahnärzte ohne Grenzen. Die Organisation betreut insgesamt über 20 Projekte unter anderem in Nepal, Sambia und in der Mongolei. Der Nürnberger selbst legt bei der Betreuung seiner Projekte viel Wert auf Zusammenarbeit. Nach dem Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ unterstützt er seit zehn Jahren mit großer Hingabe bestehende

Zahnstationen auf der ganzen Welt und hilft beim Einrichten neuer Kliniken. Zwar lasse sich mit einer gewissen Portion an humanitärem Engagement bei Weitem mehr bewegen, doch komme es letztlich nicht nur auf die Intention einzelner Teilnehmer, sondern in erster Linie auf die nachhaltige Organisation des Projektes an.

Frau Lisan Gronsch weiß, dass die Welt voller Abenteuer steckt. Die junge Zahnärztin aus Hamburg war 2008 für zwei Monate in Südamerika und arbeitete dort freiwillig als Zahnärztin in einer Klinik. Zusammen mit einheimischen Zahnarzthelferinnen, die ihre Ausbildung in der Klinik absolvierten, behandelte sie täglich bis zu 50 Patienten. In ihrer Hamburger Praxis sind es im Schnitt 15, die jeden Tag zu ihr kommen. Neben der Zahnbehandlung führte sie in Ecuador auch Prophylaxebehandlungen durch, „damit wenigstens etwas nachhaltig ist“. Zurück in Deutschland kommen der Zahnmedizinerin erste Zweifel an ihrem Einsatz. Was bleibt, wenn die Helfer die Klinik wieder verlassen? Kann der nächste Zahnarzt die Arbeit fortsetzen? Kann man dann wirklich von Entwicklungszusammenarbeit sprechen?

„Entwicklungszusammenarbeit hat zum Ziel, sich langfristig wieder entbehrlich zu machen“, betont Dr. Dieter Lehmann. Darin unterscheide sich die Zusammenarbeit auch von der Entwicklungshilfe. Hilfe beabsichtigt in erster Linie eine kurzfristige Verbesserung der Situation vor Ort. Das berge allerdings die Gefahr, gewisse Abhängigkeiten der Hilfeempfänger von ihren Helfern zu schaffen. Die Zusammenarbeit erfordert hingegen eine Kooperation gleichberechtigter Partner. Dabei kommt es auch auf die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Helfern an. Sie müssen ihre Einsätze gut miteinander abstimmen, sodass der nächste Arzt an die Erfolge seines Vorgängers anknüpfen kann und die medizinische Verbesserung vorangetrieben wird.

Doch Lisan bereitet noch ein ganz anderes Erlebnis aus Ecuador Unbehagen. Die Kosten für die Behandlung in der Klinik waren für die Patienten so gering, dass sich jeder eine medizinische Versorgung dort leisten konnte. Doch nicht alle Patienten waren auf diese Unterstützung auch wirklich angewiesen. „An einem Tag kam eine Vertreterin der Regierung des Bundesstaates zu uns in die Klinik. Die gut gekleidete Dame ignorierte einfach die Schlange, drängelte sich an den wartenden Patienten vorbei und bestand auf eine umgehende Sonderbehandlung.“ Die Krankenschwester verweigerte der Dame allerdings diesen Wunsch, da sie sich auch die Behandlung durch einen heimischen Zahnarzt ganz einfach leisten konnte. Zwar ging dieser Vorfall noch einmal glimpflich aus,

doch wie wollen die Helfer gewährleisten, dass sie ausschließlich den Bedürftigen helfen? Wie kann sichergestellt werden, dass sie den einheimischen Zahnärzten nicht die zahlungskräftigen Patienten vor der Nase wegschnappen? Umso wichtiger sei daher die Kooperation mit den einheimischen Fachkräften, betont Herr Dr. Dieter Lehmann. Es gilt, „eine Hilfe zur Selbsthilfe“ zu leisten. Natürlich kommt auch die moderne Entwicklungszusammenarbeit nicht ohne eine Starthilfe aus, schließlich müssen erst einmal gewisse Voraussetzungen geschaffen werden. „Ein vernünftiger Arbeitsplatz mit Turbine, Winkelstück und Absauganlage muss vorhanden sein“, so der pensionierte Nürnberger Zahnarzt. Ohne diesen sind medizinisch hochwertige Behandlungen nicht möglich. Entscheidend sei jedoch, die vorhandenen Strukturen in dem Land zu nutzen und gegebenenfalls auszubauen. Die Grundausbildung von Fachpersonal soll daher vom jeweiligen Staat geleistet werden. Wenn keine universitäre Ausbildung möglich ist, gibt es in fast jedem Land sogenannte Dental Schools, in denen einheimische Interessierte zu dental therapists ausgebildet werden. Diese beherrschen dann innerhalb von zwei bis drei Jahren „gewisse zahnärztliche Fertigkeiten wie beispielsweise das Legen von Füllungen und das Extrahieren von Zähnen“. Sie sind damit berechtigt, zahnärztliche Behandlungen durchzuführen. Hierauf aufbauend ist die Weiterbildung der Fachkräfte möglich. So erlernen die dental therapists in den Projekten der Zahnärzte ohne Grenzen die nötigen Kompetenzen im Umgang mit modernen Composite-Füllungen, Etching und Bonding sowie Wurzelkanalbehandlungen. Dies sei schließlich „ein Muss für die Front“. Lehmann, der oft bei Einsätzen im Ausland ist, steht meist nur als Assistent dem dortigen Fachpersonal zur Verfügung. „Ich bin pensioniert und habe schon lange genug gearbeitet“, fügt er mit einem Augenzwinkern hinzu. Der Umstand, dass einheimisches Personal in den Projekten behandelt, schafft nicht nur bei den Patienten Vertrauen in ihr Gesundheitssystem, sondern ermutigt angehende Mediziner im eigenen Land zu studieren und auch zu arbeiten.

Häufig wandern die qualifizierten Arbeitskräfte ins besser zahlende Ausland ab, was in der Heimat natürlich doppelt schmerzt.

Damit ein Projekt den Anforderungen der Stiftung Zahnärzte ohne Grenzen gerecht wird, muss dafür Sorge getragen werden, dass sich die medizinische Einrichtung nach einer Startphase irgendwann selbst tragen kann. In der Satzung der Stiftung heißt es deswegen: „Das Ziel muss jedoch sein, dass jede Zahnstation sich wirtschaftlich selbst trägt oder sogar Überschüsse erwirtschaftet, die dann der Stiftung in Form von Zustiftungen zurückfließen.“ Nur so ist es aus moderner entwicklungspolitischer Sicht sinnvoll zu helfen. Die Menschen vor Ort müssen das Bewusstsein entwickeln, Profit zu erwirtschaften und nicht auf dauerhafte Hilfe angewiesen zu sein.

Deswegen werden die Projekte vorzugsweise auch nicht durch externe Ärzte geleitet, sondern durch einheimisches Personal. Natürlich läuft das in der Praxis nicht immer reibungslos ab. „In Nepal haben wir aktuell das Problem, dass per E-Mail immer Dinge bestellt werden, die die Zahnstation vor Ort aber auch selbst finanzieren kann, wenn der Privatverbrauch geregelt ist.“ Entwicklungszusammenarbeit findet eben im Diskurs statt

und nicht von oben herab.

Von Vorteil ist allerdings, wenn der Geschäftsführer vor Ort eine Vertrauensperson ist. „Verlässlich und integer muss sie sein, damit kein Geld beiseite geschafft wird. Frauen sind dabei meist weniger korrupt als Männer“, weiß Lehmann aus Erfahrung.

An der Alster wird es allmählich Sommer. Im August will Lisan die Praxis für einen Monat einer Vertretung anvertrauen. Zwar sei die Vertretung männlich, aber „das geht schon in Ordnung“, ergänzt sie mit einem Grinsen. Sie selbst will nach

Sambia. Dort suche ein Zahnarzt für vier Wochen noch Unterstützung in seinem Team. Das Projekt klinge interessant und erfülle alle Kriterien einer nachhaltigen Entwicklungszusammenarbeit. Letztlich hat Lisan die Projektorganisation und nicht der Wetterbericht überzeugt. <<<

